französischen. Deutsche Sprache und Dichtkunst aber ist den Brasilianern gänzlich unbekannt; nur selten findet man allenfalls einen Verehrer der Muse Gessner's oder Klopstock's, die er bloss durch gallische Verdollmetschung kennen gelernt hat. Die erwähnten Verhältnisse der französischen Bildung haben jedoch in der höheren Gesellschaft die Muttersprache noch nicht verdrängt; den Hof und dessen Cirkel ausgenommen, sind die französische und englische Sprache nur Eigenthum der Männer, und werden daher in der Gesellschaft sehr wenig gesprochen. Das schöne Geschlecht, obgleich in der allgemeinen Metamorphose, welche die Versetzung des Hofes hieher verursachte, mitbegriffen, und jetzt auch schon mehr im Theater und im Freien sichtbar, hat doch ziemlich noch dieselbe Stellung beibehalten, welche Barrow in seiner apologisirenden Beschreibung im Jahre 1792 schilderte.

Das gastfreie Haus des Hrn. v. Langsdorff war für viele in *Rio de Janeiro* anwesende Europäer am Abend ein sehr angenehmer Vereinigungspunct. Es herrschte hier stets der Geist froher und belebter Unterhaltung, die durch das musikalische Talent der Hausfrau und die Mitwirkung Neukomm's noch mehr erhöht wurde. Eine so grosse Menge von Naturforschern oder Naturfreunden, wie gerade zur Zeit unseres Aufenthaltes, war hier noch niemals vereinigt gewesen. Die gegenseitige Mittheilung der Beobachtungen und Gefühle, welche uns Allen der Reichthum und die Eigenthümlichkeit der Natur einflösste, gewann doppelten Reiz durch die Anmuth der Umgebung. Herr v. Langsdorff bewohnte nämlich ein kleines Landhaus am Abhange der Hügelreihe, welche sich südwestlich von der Stadt hinzieht, und genoss von da aus, mitten zwischen den duftenden Gebüschen Brasiliens, einer entzückenden Aussicht auf die Stadt und einen Theil der Bai. Nichts lässt sich mit der Schönheit dieses Ortes vergleichen, wenn die heissesten Stunden des Tages vorüber sind und leichte Zephyre, geschwängert mit den Balsamdüften des nahen Waldgebirges, die Luft abkühlen. Dieser Genuss steigt immer höher, sobald die Nacht sich über das Land und die aus der Ferne glänzende See ausbreitet, und die ruhig gewordene Stadt sich allmälig erleuchtet. Wer den Zauber stiller Mondnächte hier in diesen glücklichen Breiten nicht selbst erlebt hat, den vermag wohl auch die gelungenste Schilderung nicht zu denselben Ge-

fühlen zu erheben, welche eine so wundervolle Natur im Gemüthe des Betrachters hervorruft. Ein zarter, durchsichtiger Nebelduft liegt über der Gegend; der Mond steht hell leuchtend zwischen schweren, sonderbar gruppirten Wolken; die von ihm bestrahlten Gegenstände treten mit hellen und scharfen Umrissen hervor, während eine magische Dämmerung die beschatteten dem Auge zu entfernen scheint. Kaum regt sich ein Lüftchen und die nahen Mimosenbäume haben die Blätter zum Schlafe zusammengefaltet und stehen ruhig neben den düsteren Kronen der Manga, der Jaca und der ätherischen Jambos(*); oder ein plötzlicher Wind fällt ein, und es rauschen die saftlosen Blätter des Acajú(*a); die blüthenreichen Grumijama und Pitanga(*b) lassen ein duftendes Schneefeld niederfallen; die Wipfel der majestätischen Palmen wallen langsam über dem stillen Dache, welches sie, wie ein Symbol friedlicher und stiller Naturbetrachtung, beschatten; helle Töne der Cicaden, Grillen und Laubfrösche schwirren dabei beständig fort und versenken durch ihre Einförmigkeit in süsse Melancholie. Fast unvernehmlich murmelt dazwischen ein Bach den Berg hinab und der Macuc(*c) ruft mit seiner menschenähnlichen Stimme gleichsam um Hülfe aus der Ferne. Mit jeder Viertelstunde wehen andere balsamische Düfte, und stets abwechselnd öffnen andere Blüthen der Nacht ihre Kelche und betäuben fast durch die Kraft ihres Wohlgeruches; bald sind es die Lauben von Paullinien, bald der nahe Orangenhain, bald die dichten Gebüsche von Eupatorien, bald plötzlich enthüllte Blumenbüschel der Palmen(*d), die ihre Blüthen aufschliessen, und so eine Ebbe und Fluth von Wohlgerüchen unterhalten. Während die stille Pflanzenwelt, von den hin- und herschwärmenden Leuchtkäfern (*Elater phosphoreus*, *noctilucus*) wie von tausend beweglichen Sternen erhellt, durch ihre balsamischen Ergüsse die Nacht verherrlicht, schimmern am Horizonte

(*) Mangifera indica, Artocarpus integrifolia und Eugenia Jambos L. (*a) Anacardium occidentale L. (*b) Zwei liebliche Myrtenarten, Myrtus brasiliensis Lam. und M. pedunculata L. (*c) Tinamus noctivagus, Perdix guyanensis.

(*d) Bei mehreren Palmen haben wir bemerkt, dass der Blüthenbüschel im Beginn der erotischen Exstase ganz plötzlich die ihn umkleidende Hülle aufsprengt, und die Nachbarschaft weithin mit Duft erfüllt. Besonders häufig sieht man dieses an der Macaúba-Palme, Acrocomia sclerocarpa *nob.*

ohne Unterlass feurige Blitze und erheben das Gemüth in freudiger Bewunderung zu den Gestirnen, welche, feierlich still am Firmamente über Continent und Ocean prangend, es mit Ahnungen von Wundern höherer Art bereichern. Im Genusse solcher friedlichen, zauberhaft wirkenden Nächte gedenkt der vor kurzem eingewanderte Europäer seiner Heimath mit Sehnsucht, bis ihm endlich die reiche Natur der Tropen ein zweites Vaterland geworden ist.

Man kann in *Rio de Janeiro* diese schönen Nächte ohne Besorgniss vor jenen Krankheiten geniessen, welche in manchen tropischen Gegenden, wie z. B. in Guinea, fast unausbleibliche Folge der Einwirkung des Abendthaues, oder der dann eintretenden Landwinde sind; jedoch ist es auch hier rathsam, jene Momente, wo nach Sonnenuntergang eine plötzliche Abkühlung der Atmosphäre eintritt und der erste Nebel fällt, nicht im Freien zuzubringen. Der frühe Morgen scheint übrigens auf den Körper immer weniger nachtheilig zu wirken, als der Abend, weil mit der wiederkehrenden Sonne die unterdrückte Transspiration sich sogleich wieder herstellt. *Rio de Janeiro* ist zwar im Allgemeinen als eine der ungesunderen Städte Brasiliens, doch wohl mit Unrecht verrufen. Das Klima ist heiss und feucht, was grösstentheils von der Lage abhängt, indem ein hohes, mit dichter Waldung bedecktes Gebirge, der enge Eingang und die vielen Inseln der Bai den freien Wechsel der Winde hindern; jedoch treten sehr schnelle, der Gesundheit so schädliche Abwechslungen der Temperatur hier nicht ein. Feuchte, kalte Winde, welche leichte Rheumatismen veranlassen, sind indessen nicht selten. Obgleich die sumpfigen Niederungen am Meere zur Zeit der Ebbe desselben einen unerträglichen Uebelgeruch verbreiten, so bleiben sie, zum Glücke für die benachbarten Bewohner, doch nicht lange genug vom Wasser unbedeckt, um durch ihre faulenden Ausdünstungen endemische Fieber hervorzubringen. Auch giebt die Nahrung der niedrigen Volksklassen wenig Veranlassung zu Krankheiten. Das Mandiocca- (Cassava-), das Mais-Mehl und die schwarzen Bohnen, welche meistentheils mit Speck und gesalzenem, an der Sonne getrocknetem Rindfleisch gekocht werden, sind die hauptsächlichen Bestandtheile seiner, obgleich rohen und schwer verdaulichen, doch, bei starker Bewegung und dem Genusse von portugiesischem Weine oder Zucker-

branntwein, gesunden Kost. Fische werden hier nicht so häufig genossen, als an den nördlichen Küsten. In heissen Ländern, wo die Speisen schneller Verderbniss ausgesetzt sind, scheint der Genuss von Fischen immer in gleichem Verhältnisse mit der Trägheit, der Armuth, so wie den Krankheitsanlagen des Volkes zu- oder abzunehmen; so fanden wir wenigstens auf unserer ganzen Reise immer das tiefste Elend da, wo die Bewohner lediglich auf den Genuss der Fische beschränkt waren. In dem Mittelstande der Bürger von *Rio*, welcher die Sitten Portugals noch nicht ganz angenommen hat, geniesst man verhältnissmässig nicht viele animalische Nahrung, indem man sich mit den trefflichen Früchten und dem aus Minas eingeführten Käse, welcher nebst Bananen auf keiner Tafel fehlt, begnügt. Selbst das Weizenbrod isst der Brasilianer nur sparsam, und zieht ihm seine Farinha vor. Das Mehl, welches aus Nordamerica und Europa eingeführt wird, erhält sich hier etwa fünf bis sechs Monate lang. Auch die feineren mannichfaltigen Gemüsearten Europa's, welche insgesammt mit Leichtigkeit gezogen werden können, machen noch keinen wichtigen Theil der Nahrung des Volkes aus; um so mehr liebt man aber Pomeranzen, Cujaben, Wassermelonen und Bataten. Neben der Einfachheit der brasilianischen Küche ist es auch die rühmliche Mässigkeit beim Mahle, die der Gesundheit der Bewohner eines so heissen Landes zu Statten kommt. Der Brasilianer isst von seinen wenigen Schüsseln wenig, trinkt grösstentheils Wasser, und geniesst überdies von Allem mit grosser Regelmässigkeit, wobei er jene strenge Ordnung befolgt, die hier zwischen den Tropen in allen Naturerscheinungen sichtbar ist. Am Abend nimmt er weislich fast Nichts zu sich; höchstens trinkt er eine Tasse Thee, oder in dessen Ermanglung Kaffe und meidet besonders Nachts den Genuss kühler Früchte. Nur eine solche Diät und Uebereinstimmung mit der Natur des Klima's bewahrt ihn vor vielen Krankheiten, denen sich der Ankömmling aus Leichtsinn oder Unwissenheit aussetzt. Vor allen Dingen ist deshalb dem Fremden zu rathen, eine gleiche Diät wie der Brasilianer zu halten, sich weder durch Bewegung im Freien während der heissesten Tageszeit, wo alle Strassen von Menschen leer sind, dem tödlichen Sonnenstiche, noch bei nächtlichem Thaue den gefährlichen Folgen der Erkältung auszusetzen, am wenigsten aber sich der physischen Liebe zu überlassen. Auch in der Befriedigung des fast nicht zu stillenden Durstes durch Wasser ist Vorsicht nöthig. Man rieth uns, das

Wasser mit Wein oder Branntwein vermischt zu trinken; allein obgleich wir uns, bei geringer Bewegung und im Schatten, dieses Mittels mit Vortheil bedienten, so verbot uns doch bald der heftige Andrang des Blutes nach dem Kopfe während der Reise, wo wir der Sonne sehr ausgesetzt waren, besonders im ersten Jahre, den Genuss aller geistigen Getränke; wir labten uns daher vorzüglich an dem frischen Bachwasser ohne Zusatz, wovon wir niemals unangenehme Folgen empfanden, wenn wir uns sogleich der Hitze wieder aussetzten. Diese diätetischen Bemerkungen glauben wir Reisenden zur Berücksichtigung nicht genug empfehlen zu können.

Die Krankheiten, welche hier am häufigsten vorkommen, sind chronische Diarrhöen, Wassersucht, intermittirende Fieber, Syphilis, Hydrocele; doch ist vielleicht von allen diesen nur die letzte als endemisch und der Stadt eigenthümlich anzusehen. Die hiesigen Aerzte leiten diese Krankheit vorzugsweise von dem Genusse des Wassers her; allein dieses, ein treffliches Quellwasser, das zwar durch die lange Herleitung oder durch die Einwirkung der Sonne während des Verkaufs warm und weniger angenehm wird, kann wohl um so weniger Ursache seyn, als es in höheren Ständen, wo jene Krankheit häufiger ist, fast immer durch den Zusatz von geistigen Flüssigkeiten verbessert wird. Vielmehr scheinen hier leichtsinnige, zu kühle Bekleidung, heftige Erhitzungen, darauf folgende Erkältungen und übermässiger Geschlechtsgenuss, sowohl zur Abspannung der Muskelkraft, welche das heisse Klima ohnehin bewirkt, als zur Lähmung der Nerven und somit zur Hydrocele Veranlassung zu geben. Man bemerkt sie daher auch besonders an den weissen, neuangekommenen Europäern sowohl als Nordamericanern, bei welchen durch die erwähnten so ungünstigen Einwirkungen, wenn nicht eine gänzliche Entkräftung, doch vorzüglich eine falsche Richtung der Thätigkeit des Lymphsystemes und eine Abspannung der Sexualtheile hervorgebracht werden. Die hiesigen Aerzte verordnen dagegen als Präservativ- und als Heilmittel örtliche Waschungen mit Rum und kaltem Wasser und den Gebrauch des Suspensoriums. Eine in dem heissen Himmelsstriche häufige Krankheit, die *Sarna*, kommt auch hier sehr oft vor. Dieses Uebel besteht in einer mit Eiterung endigenden Entzündung der Fettdrüsen der Haut mit rosenartiger

Geschwulst der Umgebung, und kündigt sich besonders durch das Gefühl von Hitze, Spannung und ein unerträgliches Jucken an. Bei sensiblen Personen bringt es nicht selten sympathische Anschwellungen der Inguinal- und anderer Drüsen hervor. Die hauptsächlichen Ursachen derselben sind nicht, wie man oft irrig annimmt, Unreinlichkeit und wollene Kleidung, sondern Erhitzung, Hemmung der Ausdünstung, Unregelmässigkeit des gastrischen Systems und Verstopfung der zweiten Wege, die eben durch die klimatischen Einflüsse begünstigt werden. Der Stich von Myriaden verfolgender Moskiten, welcher nach grosser Hitze an trüben, feuchten Tagen noch unleidlicher wird, trägt ebenfalls zur Entwickelung oder Vermehrung dieser Krankheit bei. Seltener sind in *Rio de Janeiro* die Fälle, wo die *Sarna*, nach langem chronischen Bestande, in einen allgemein verbreiteten und fast den ersten Stufen der Lepra ähnlichen Ausschlag übergeht, und wo sie dann fast immer mit syphilitischer Dyskrasie gepaart ist. Man gebraucht gegen sie innerlich Limonaden und geringe Dosen von Calomel, äusserlich Waschungen mit stark verdünntem lauen Rum, Bäder und Purgirmittel. Auch chronische, in Colliquation, Ruhr oder Lienterie übergehende Diarrhöen und Hydrops sind häufig in *Rio de Janeiro.* In der ersten Periode werden die Diarrhöen, welche grösstentheils von Erkältungen herrühren, oft durch den Genuss einer warmen Essiglimonade geheilt. Der Diabetes wird hier, jedoch nicht so oft als in kalten Ländern, beobachtet; man will die Bemerkung gemacht haben, dass Neger dieser Krankheit bei weitem weniger unterworfen seyen, als weisse oder braune Menschen; um so mehr aber leiden erstere an Verdickung der Haut der Füsse (Elephantiasis). *Rio de Janeiro* hat keine endemische Wechselfieber; allein die Krankheiten nehmen sehr leicht eine gewisse Periodicität an, oder der fieberhafte Zustand tritt schon bei dem geringsten Leiden als Folge der Lebhaftigkeit, mit welcher alle organische Thätigkeiten vor sich gehen, auf, und ihm folgt schnell völlige Auflösung der Säfte. Wie sehr die Erhöhung der äusseren Reize, besonders der Wärme und des Lichtes, in diesem Klima auf die Beschleunigung der Lebensactionen und auf die darauffolgende Abspannung wirke, konnten wir an uns selbst, vorzüglich in der ersten Zeit unseres Aufenthaltes, wo der Körper durch Strapazen und Krankheit noch nicht geschwächt war, deutlich wahrnehmen. Auch in dem ruhigsten Zustande, ohne Einwirkung besonderer

anderer Reize, zeigten unsere Pulse grössere Weiche und Geschwindigkeit, als in Europa; leider ging jedoch dieses Verhältniss in das entgegengesetzte über, als wir durch die Mühseligkeiten der Reise kränklich zu werden anfingen. Diese grössere Lebensthätigkeit äussert sich, wie im gesunden, auch im krankhaften Zustande durch den schnelleren Eintritt der Symptome und den rascheren Verlauf der Krankheit. Es ist nichts Seltenes, hier in *Rio de Janeiro* und überhaupt in den Tropenländern, ein noch vor wenigen Tagen in voller Gesundheit blühendes Individuum nach einem kurzen Leiden an Kolik, Diarrhöe, Fieber u.s.w., dem Tode nahe, mit hippocratischem Gesichte, in gänzlicher Agonie und im letzten Stadium eines auflösenden Faulfiebers zu sehen. Nur schnelle Anwendung der sichersten und kräftigsten Mittel vermag dann zu retten, und in dieser Rücksicht möchte man sagen, dass die Aerzte hier mehr, als in kälteren Breiten, nicht bloss *Ministri* sondern *Magistri Naturae* seyn müssen. Der Croup zeigt sich in diesem Lande mit derselben Heftigkeit des Verlaufes, wie in Europa. Man hat ihn vorzugsweise bei weissen Kindern bemerkt. Wenn es Grund hat, dass diese Krankheit neuerer Entstehung ist, und die eigenthümlichen Entwickelungsperioden des menschlichen Geschlechts mit charakterisirt, so ist es doppelt merkwürdig, dass sie auch hier, in dem neuen jetzt von vielen Weissen besuchten Welttheile, erst vor wenig Jahren bekannt, oder doch wenigstens erst von ähnlichen Uebeln unterschieden wurde. Man giebt Beispiele von Heilung durch schleunigen Gebrauch des versüssten Quecksilbers an. Wie sehr dieses Mittel überhaupt dem Klima der Tropen entspreche, haben uns mehrere Erfahrungen an uns selbst gelehrt, und wir rathen in dieser Hinsicht dem Reisenden, es in jedem Falle anzuwenden, wo es darauf ankommt, eine specifische Einwirkung auf das Lymphsystem, dessen Thätigkeit hier durch so vielerlei schädliche Einflüsse gehemmt wird, hervorzubringen; ja es dient in vielen Gelegenheiten als ein sehr willkommenes Prophylacticum, indem es der noch schwachen Krankheitsanlage entgegenarbeitet. Ein vorzügliches Ersatzmittel desselben, besonders bei den dort häufigen Leberverstopfungen, sind die, das Nerven-, Muskel- und Lymphsystem zugleich anregenden, Seebäder. Unter die häufigen Krankheiten können hier, wo der Wechsel der Temperatur auffallender, als in den nördlicheren Provinzen Brasiliens ist, auch Rheumatismen und

Katarrhe gerechnet werden. Die, in der ganzen heissen Zone so herrschende, Syphilis ist ebenfalls in *Rio de Janeiro* nicht ungewöhnlich. Zwar sind die Verheerungen dieses, wie wir uns später überzeugten, den Ureinwohnern America's fremden Uebels hier nicht so schrecklich und gewaltthätig, als sie sich in kälteren Ländern, namentlich auf den Inseln der Südsee, gezeigt haben, desto allgemeiner aber und stärker ist die Verbreitung desselben über die gesammte Bevölkerung. Das Klima, das Temperament der Colonisten und vor allem die Einführung der aethiopischen Raçe als Sclaven haben auf eine fürchterliche Art zusammengewirkt, um die Seuche nicht bloss an der Küste, sondern sogar in den innersten Theilen des Continentes allgemein zu machen. Wenn auch die Intensität dieses Giftes bei der Verpflanzung in die heisse Zone abgenommen hat, so ist doch dagegen, wie es scheint, die Verbreitbarkeit desselben sehr erhöht worden; auf der andern Seite ist ohnehin die Receptivität des Organismus hier, theils wegen des geschwinderen Lebensverlaufes überhaupt, theils wegen der durch Ausschweifung hervorgebrachten und durch anhaltende Erhitzung vermehrten Schwäche, stärker als in den kälteren Ländern. Eben so greifen die Blattern, die seit zehn Jahren fast nur sporadisch erscheinen, nicht sehr feindlich in die Organisation der Bewohner von *Rio de Janeiro* ein, weil das heisse Klima und die Schlaffheit des Körpers die Entwickelung der Krankheit begünstigen. Indessen lässt sich nicht verkennen, dass Menschen von der caucasischen Raçe dieses Uebel viel leichter ausbilden, als die Neger und vorzüglich die Americaner. Fast scheint es, als wäre das Blatterngift während der so langen Zeit seiner Verheerungen von den Europäern mehr assimilirt worden, als von den übrigen Stämmen, deren Organism an diese so verbreitete und so durchgreifend einwirkende Seuche noch nicht in gleichem Maase gewöhnt ist. Die Indianer verarbeiten den Blatternstoff, welchen sie sehr leicht in sich aufnehmen, nur mit der grössten Schwierigkeit und unterliegen dem Uebel sehr oft, welches man vorzüglich der Dicke und Härte ihrer Haut zuschreibt. Der Arzt, welcher manche Krankheiten in Brasilien, wie die Blattern, die Syphilis u. a. m., mit jenen in anderen Welttheilen vergleicht, wird hiebei auf die Bemerkung geführt, dass, gleichwie jedes Individuum in jedem Alter besonderen Entwickelungskrankheiten unterworfen ist, auch ganze Nationen und Zeitalter, dem jedes-

maligen Stand der Bildung und Civilisation gemäss, gewisse Krankheiten leichter aufnehmen und entwickeln.

Aus dieser Schilderung mag hervorgehen, dass in *Rio de Janeiro* zwar gefährliche, aber doch eigentlich keine wahre endemische Krankheiten vorkommen. Vielleicht ist selbst die Hydrocele nur bedingungsweise für endemisch anzusehen. Dass die Sterblichkeit bei einem Zusammenflusse so vieler Fremden aus verschiedenartigen Klimaten in der Stadt grösser als auf dem Lande seyn muss, ist leicht begreiflich, jedoch kein sicherer Beweis von der Gegenwart eines bösartigen Krankheitscharakters. Wir bemühten uns vergeblich Geburts - und Sterbelisten von hier zu erhalten, welche uns Aufschlüsse über das allgemeine Verhältniss der Sterblichkeit gewährt hätten. Fast schien es, als ob dieser Theil der medicinischen Polizei hier noch nicht regelmässig beachtet würde. Ueberhaupt bleibt für öffentliche Einrichtungen und Gesetze, welche hierauf Bezug haben, noch Vieles der Thätigkeit künftiger Jahre vorbehalten, gleichwie auch die Reinigung der Strassen, welche zur Zeit nur von den deswegen geschützten Aasgeiern (*Vultur Aura*) besorgt wird, und die polizeiliche Aufsicht auf Apotheken, Ausübung der Arzneikunst u. s. w. in Zukunft die Aufmerksamkeit der Regierung erheischen. Die beiden Hauptrücksichten, welche man jedoch bis jetzt für das allgemeine Gesundheitswohl genommen hat, sind die strenge Prüfung der Gesundheitspässe bei einlaufenden Schiffen und die Einführung der Kuhpockenimpfung unter der Leitung eines Arztes. Kinder und Erwachsene werden nämlich an bestimmten Tagen des Jahres in einem öffentlichen Gebäude geimpft; allein die Controlle über die Disposition zur Vaccination, über die Entwickelung und die Folgen bei den Geimpften, ist bisher noch sehr unvollkommen, oder fehlt wohl ganz. Für solche Einrichtungen muss, noch mehr als in dem geregelteren Europa, hier in einem jungen, wenig bevölkerten Staate, die Beihülfe des Clerus gebraucht werden; so lange daher die Vaccination nicht auf ähnliche Weise durch polizeiliche Maasregeln, wie die Taufe durch kirchliche, strenge vollzogen wird, bleibt das Land den Gefahren plötzlicher und fast unaufhaltbar fortschreitender Blatternepidemien und der Entvölkerung ausgesetzt.

Rio de Janeiro besitzt gegenwärtig, nachdem das Hospital *dos Lazaros* auf eine benachbarte Insel verlegt ist, zwei grosse Krankenhäuser, das der Barmherzigkeit (*Hospital da Misericordia*) und das königliche Militärkrankenhaus (*Hospital Real militar*), beide in der alten Stadt, nicht weit vom Meere gelegen. Das Erstere ist durch milde Stiftungen der Bürger gegründet und wird von einem bürgerlichen Verwaltungsrathe administrirt. Dieses Gebäude von zwei Stockwerken beherbergt in vier Hauptsälen etwa zweihundert Kranke, könnte aber noch mehr aufnehmen. Die Kranken sind nach ihren Uebeln abgesondert, und die Weiber in einem grossen Saale beisammen, zu welchem den Fremden der Zugang versagt wird. Auch einige Irren befinden sich hier unter den Kranken; doch findet man äusserst wenige derselben in diesem Lande, wo die geistige Bildung noch nicht sehr weit vorgeschritten ist. Mit diesem Hospital ist auch eine Anstalt für arme Kinder vereinigt. Das königliche Militärhospital nimmt die auf einer freien Anhöhe gelegenen Gebäude des ehemaligen Jesuitencollegiums ein. Es ist auf einige hundert männliche Kranke berechnet, und besteht mit mehr Ordnung und Reinlichkeit als das Bürgerspital. Die Bedachung mit leichten Schindeln ist für ein so heisses Klima sehr geeignet, indem der Luftwechsel durch dieseVorrichtung eben so sehr, als mittelst Ventilatoren erleichtert wird. In beiden Krankenhäusern wird ein grosser Theil der Arzneien in gewissen herkömmlichen, eigens eingeführten Formeln gereicht. Ausserdem benützt man hier die Lissaboner, zum Theil auch die Londner und Edinburger Pharmacopöe. Die Sitte, den Anfang und Verlauf der Krankheit, die Diagnose, Arzneimittel und Diät auf die Tafel vor jedem Bette zu verzeichnen, wird eben nicht mit Genauigkeit beobachtet. Jedes dieser Institute besitzt seine eigene Capelle und Apotheke. Auch die Engländer haben auf einer Landspitze der östlichen Seite der Bai, der Stadt gegenüber, wo ihre Magazine für Schiffsbedürfnisse stehen, ein Seehospital für ihre Matrosen errichtet, welches unter der Autorität des brittischen Consulats von einem englischen Arzte besorgt wird, und auch wohl deutsche Seeleute aufnimmt.

Nahe am Meere liegt die öffentliche Promenade (*Passeio publico*), ein kleiner, mit Mauern umgebener und durch einen senkrechten Kai von

Quadern gegen das Meer geschützter Garten. Seine schattenreiche Alleen von Manga, Jaca oder dem ostindischen Brodbaum, dem Ytó und dem Rosenäpfelbaum (*), zwischen welchen die prächtigen Blumenbüsche der Poinciane (*a) prangen, sind am Abende, wenn die Seewinde die Hitze mildern, allerdings sehr einladend. Früher bestand in diesem Garten eine Zucht von Cochenille auf indischen Feigenbäumen, welche zu dem Ende längs dem Seeufer gepflanzt worden waren; gegenwärtig aber beschäftigt man sich mit diesem Producte, welches zu einem äusserst vortheilhaften Handelszweige erhoben werden könnte, in ganz Brasilien nicht mehr. (*b)

In der Nachbarschaft dieser Promenade bieten auch die Victualienmärkte dem europäischen Ankömmling einen interessanten Anblick dar. Vorzüglich reich an den sonderbarsten Gestalten von allerlei Fischen, Krebsen und Seeschildkröten ist der neue, zunächst dem Meeresufer gelegene Fischmarkt. Auf der entgegengesetzten Seite dieses Platzes zieht das lärmende Geschrei der zum Verkaufe ausgestellten Papageien, anderer einheimischer Thiere und aus fremden Welttheilen hergebrachter Vögel im schönsten Federschmucke die Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem Gemüsemarkt werden neben den in Europa gebräuchlichen Arten von Kohl, Gurken, Salat, Lauch, Zwiebeln, auch Vegetabilien von indischer und africanischer Abkunft feilgeboten. Die Cajanbohne (*c) und mehrere Arten von Wassermelonen, die Ingwerwurzel u. a. verdankt Brasilien dem Verkehre der Portugiesen mit Ostindien; eben so die trefflichen Früchte der Jaca, der Manga und den Rosenapfel. Aus den africanischen Colonien dagegen scheinen die meisten jener mannichfaltigen rothen, schwarzen und gefleckten Bohnenarten (*d) und die mandelartige Mundubibohne (*Arachis hypogaea*)(2) eingeführt worden zu seyn. Verschiedene Arten von Bataten und Inhame (*e), die Mandiocca- und die

(*) Mangifera indica, Artocarpus integrifolia, Guarea trichilioides und Eugenia Jambos L. (*a) Caesalpinia pulcherrima L. — (*b) Man sehe hierüber: Memoria sobre a Cochenilla do Brasil por J. de Amorim Castro in Memorias economicas da R. Academia de Lisboa. Vol. 2. p. 135. — (*c) Cytisus Cajan L. oder Cajanus flavus Dec., in Brasilien *Andú* genannt. — (*d) Phaseolus derasus (Schrank Hort. Mon. t. 89.) und Dolichos sinensis (Curtis Bot. Magaz. t. 2232.), welche Pflanze mit rothen kleinen runden Bohnen auch die Caffern und Hottentoten bauen, sind zwei der häufigsten Arten. — (*e) Convolvulus Batatas, Dioscorea alata L.